

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **21 (1943-1944)**

Heft 8

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UNIVERSITÄT ZÜRICH
BIBLIOTHEK

ZÜRCHER STUDENT



OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFTEN DER UNIVERSITÄT
ZÜRICH UND DER EIDGENÖSSISCHEN TECHNISCHEN HOCHSCHULE

XXI. JAHRGANG (JÄHRLICH 8 NUMMERN)

HEFT 8

JANUAR 1944

VERLAG BUCHDRUCKEREI MÜLLER, WERDER & CO. AG., WOLFBACHSTRASSE 19, ZÜRICH

7/2

INHALT

| | |
|---------------------------------------|-----|
| Um Diskussionen | 161 |
| Über das Soldatentum | 162 |
| Unrechtmäßig erworbenes Gut | 164 |
| Landdienst | 170 |
| Bücher | 174 |
| Von den Völkern | 176 |
| Von den Hochschulen | 179 |
| Veranstaltungskalender | 186 |

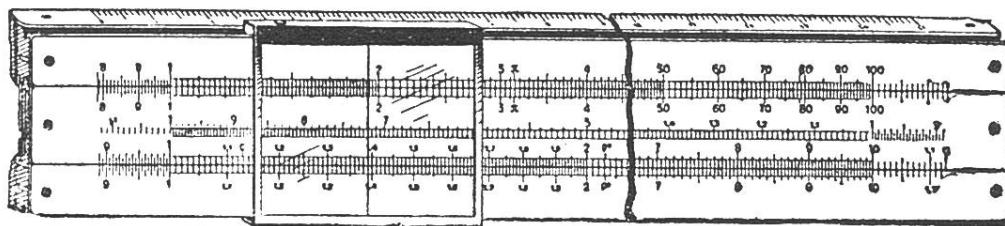
RISTORANTE G. Bracchini- Piccoli **LEONECK**

Ital. Spezialitäten aus Küche und Keller.
Essen nach der Karte und im Menu. - Er-
mäßigung im Abonnement. - Treffpunkt
der Studenten.

*Photo-
Deyne*

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Beste
Bild- und
Pass-
photos



Rechenschieber

finden Sie in großer Auswahl in unserer
zeichentechnischen Abteilung an der
Poststraße beim Paradeplatz

Scholl

Um Diskussionen

Man schätzt gewisse Freiheiten erst, wenn sie nicht mehr vorhanden sind, ja, man wird sich vielfach ihrer erst bewußt. Wenn heute mit harter Hand die freie Willensäußerung unserer Nachbarvölker unterdrückt wird und sogar in der freien Schweiz die Zensur mit Argusaugen über Verstöße gegen die Vorschriften wacht, so wißt ihr alle, welche Freiheit diesmal gemeint ist. Viele von euch werden vergebens in der Presse nach einem Kommentar über die Demonstration für die Osloer Kommilitonen gesucht haben. Wenn Herr Rektor Brunner am Schlusse seiner Rede gesagt hat: „Hier dürfen wir nicht schweigen“ so müssen wir heute sagen: „Hier dürfen wir nicht schreiben.“ Nichts liegt mir ferner, als die freie Meinungsäußerung im Zürcher Studenten zu unterdrücken, doch gibt es gewisse Grenzen, die eingehalten werden müssen. Betrachten wir einige, so möchte ich als erste nennen: Diskussionen, die dem Nutzen einer Sache für die Allgemeinheit abträglich sein könnten, haben a priori zu unterbleiben. Nun ist aber der Nutzen eine sehr relative Angelegenheit und gar über einen Gesamtnutzen läßt sich heftig streiten. Über eine weitere Einschränkung aber nicht, und die heißt: Anstand. Gerade der Akademiker sollte sich befeißigen, in Diskussionen anständig zu bleiben, im Denken wie im Schreiben. Dabei ist dieser „Anstand“ im weitesten Sinne zu deuten. Glaubst du, lieber Kommilitone, es sei anständig, einem andern jegliche Berechtigung einer eigenen Ansicht abzusprechen? Auch wenn seine Ansicht nicht mit derjenigen übereinstimmt, die du selbst vertrittst. Aber gerade die vielen Zuschriften belehren uns immer wieder eines schlechtern. Ohne sich die Mühe zu nehmen, sich in die Ansichten und Voraussetzungen des andern hineinzusetzen, tun sie jegliche andersartige Meinung als schlecht und inopportun ab, und das auch dann, wenn sie ihre Meinung im Zürcher Student veröffentlicht sehen wollen. Hier muß der Redaktor eingreifen, sei es mit Schere oder Rotstift, um den gegebenen Grenzen, vornehmlich natürlich dem beschränkten Umfang, Nachachtung zu verschaffen. In diesem Sinne sind auch die nachstehenden Diskussionsbeiträge gestaltet worden.

Schmocker.

Ueber das Soldatentum

Im Oktoberheft des „Zürcher Student“ steht ein Aufsatz von Hans Zimmermann über „Soldatentum als Weltanschauung“, der dringend einer Richtigstellung bedarf.

Meine Erwiderung richtet sich nicht gegen die Einleitung jenes Aufsatzes, wo vom Bekenntnis zur Freiheit in der Gemeinschaft und von den geistigen Werten unserer Schweiz geschrieben wird. Niemand wird diese Dinge ernstlich in Frage stellen.

Aber dort möchte ich eingreifen, wo Gedanken wie der folgende zum Ausdruck kommen: Das Soldatentum gehöre auf die unterste Stufe eines ethischen Zwecksystems, und es sei nur durch den Geist der Zeit (lies, den Nationalsozialismus) heraufgeholt worden, Auffassungen, die tatsächlich nur ein „Zivilist“ haben kann. Denn nicht „Macht, rohe materielle Kräfte“ sind soldatische Tugenden, sondern Treue, Zuverlässigkeit, Gehorsam und, vor allem, aufs höchste entwickeltes Pflichtgefühl. Der vollkommene Soldat kann sogar einen Befehl mißachten, wenn dies seine Pflicht erheischt und jener Befehl durch die Ereignisse überholt wurde. Und das Wichtigste: Der Soldat vollbringt die größten Leistungen nicht mit dem Gedanken, hernach in Zeitungen gefeiert und als Held geehrt zu werden. Am Schluß des letzten Krieges wurde nicht dem Jagdflieger XY oder dem Grenadier Z ein Denkmal gesetzt, sondern dem unbekanntem Soldaten.

Wenn wir kämpfen müßten, so wäre es für die Freiheit der Schweiz, und darin sind wir einig, dies wäre jedes Opfer wert. Aber nichts berechtigt uns, andere gering zu achten, weil sie sich für eine Idee aufopfern, welche das nach unserer Auffassung nicht verdient. Wenn ein junger Schweizer aus der Sicherheit seiner Studentenbude heraus Selbstaufopferung, Einsatz, Hingabe als leere Begriffe abtun will, so ist das nicht nur sehr ungerecht, sondern es ist furchtbarer Hohn auf alle jene, die in Ausübung dieser Selbstaufopferung gefallen sind. Seien sie nun Finnen, Engländer, Russen oder Deutsche.

Es ist eine leider weit verbreitete aber grundfalsche Auffassung, die Idee des Soldatentums sei gleichbedeutend mit preussischem Militarismus oder nationalsozialistischer Weltanschauung. Die Schöpfer unseres Wehrsystems waren von soldatischem Geist erfüllt, Jahre bevor die NSDAP gegründet wurde. Und die Schweizer haben auf ihren eigenen Kriegszügen wie in fremden Diensten Beispiele höchsten Soldatentums gegeben, als Brandenburg noch ein Kleinstaat war, und lange bevor Nietzsche seine Bücher schrieb. Man hat bei den fremden Mächten die Schweizer nicht darum so geschätzt, weil sie besonders rohe und brutale Kerle waren, eben Vertreter von „Macht und roher Gewalt“, sondern wegen anderer Eigenschaften. Die Verteidigung der

Tuilerien ist ein besseres Beispiel soldatischer Haltung als die Mailänderzüge. Das ist es ja gerade: Das Soldatentum, wie wir es verstehen, zeigt sich in seiner ganzen Größe nicht im Sieg, sondern im aussichtslosen Kampf auf verlorenem Posten, der Seelenkräfte braucht, von denen wir im Frieden kaum einen Begriff haben, und wo die materielle Kraft ja offensichtlich auf der Gegenseite ist. Man spreche nicht von nutzlosem Blutvergießen etwa der Verteidiger von Saumur oder jener der Westernplatte oder vieler anderer hoffnungslos verlorener Soldaten, die doch weiter gekämpft haben. Umsonst sind diese Opfer nur dann, wenn sie das eigene Volk dazu macht, indem es ihre Idee als leeren Begriff abtut und die Mahnung nicht verstehen will, die sie bedeuten.

Gewiß, wir leben nicht, um Soldat zu sein. Wir haben größere Aufgaben zu erfüllen, wir haben vor allem aufzubauen, nicht nur zu verteidigen. Aber woher sollen wir im Dienst unser Soldatentum nehmen, wenn wir glauben, mit dem Ablegen der Uniform auch aller Verpflichtung zu soldatischer Haltung los und ledig zu sein? Man sage nicht: „Wenn's drauf ankommt, geht's dann schon.“ Die Beweise, daß es nicht geht, sind noch in zu frischer Erinnerung. Wenn wir nicht auch im zivilen Alltag gewisse Eigenschaften des Soldaten behalten, so werden wir im Kriege niemals unsere Aufgabe erfüllen können. Ich meine die Härte gegen uns selbst und das Bewußtsein, daß es noch Wichtigeres gibt, als unsere eigene Person und ihre Wünsche.

Ich möchte Hans Zimmermann und alle, die denken wie er, davor warnen, die Idee des Soldatentums nach den schlechten Offizieren zu beurteilen. Das wäre ebenso absurd, wie wenn man das Christentum nach den schlechten Pfarrern bewerten wollte. Nicht die verschwindend wenigen Schweizer mit nationalsozialistischer Weltanschauung sind heute eine Gefahr für unser Land, sondern jene, die glauben, bei Friedensschluß sei es mit dem Soldat-sein aus. Ich weiß, daß meine Ansicht unpopulär ist, aber es muß doch gesagt werden: Gefährlicher als der gegenwärtige Krieg wird für uns der nächste, wenn wir uns dazu hinreissen lassen, geistig und materiell abzurüsten. Die Entwicklung nach dem letzten Krieg spricht eine deutliche Sprache.

Und nun noch etwas anderes: Ich bin gewiß, daß die soldatische Erziehung für den Schweizer nicht nur eine Notwendigkeit ist zur Erhaltung alles dessen, was uns das Leben wert macht, sondern daß sie uns auch viele rein menschliche Werte vermittelt. Wer lange im Dienst war und Kameradschaft erlebt hat, weiß, wie der Militärdienst zu unserer Charakterbildung beitragen kann. Und ich wage zu behaupten: Wenn wir keine Rekrutenschule nötig hätten, so müßte man sie eigens erfinden. Denn ich habe noch nie einen jungen Schweizer gesehen, dem diese Schule nicht sehr gut getan hat.

P. Müller, bau-ing.

Unrechtmäßig erworbenes Gut

Im Oktoberheft hat cand. med. Stoller der heutigen Hochschule vorgeworfen, das Studium sei eine Angelegenheit des Geldsackes der Eltern und nicht der Begabung der Studenten. Er schlägt daher vor, der Staat solle die vollen Kosten übernehmen, um die heute schon viel zu zahlreich an den Hochschulen grassierenden „Eicheln“ auszuschalten, um auch dem bei Unentgeltlichkeit noch mächtig anschwellenden Strome der Akademikeranwärter zu steuern; um eine optimale Auslese zu erhalten, seien die Examina noch beträchtlich zu vermehren und zu verschärfen. dr.

Äußerungen zur Hochschulüberfüllung.

Während es kaum zutreffen wird, daß heute viele aus finanziellen Gründen vom Studium abgehalten werden, von denen man sagen muß, daß sie unbedingt hätten Akademiker werden sollen, und hier die notwendigen Korrekturen durch den Ausbau des Stipendienwesens und die soziale Entwicklung herbeigeführt werden müssen, so besteht tatsächlich sowohl vom akademischen Standpunkt, wie von der Lage des Arbeitsmarktes aus betrachtet die Gefahr einer immer steigenden Überschwemmung der Hochschulen mit mäßigen Studenten, die in einem praktischen Berufe wohl viel Besseres leisten könnten.

Darüber entnehmen wir der Presse:

„Wir tun weder den jungen Leuten noch den Eltern noch dem Lande einen Dienst, wenn wir eine akademische Freiheit beibehalten, die eine gefährliche Entwicklung begünstigt... Heute sind wir nicht mehr überzeugt, daß alle Studierenden bei ihrer Berufswahl das Richtige treffen, und die sozialen Folgen verfehlter Berufswahl und der Berufsüberfüllung beurteilen wir auch anders... dann sind wir verpflichtet, der Überfüllung der Hochschulen zu steuern durch eine wirksame Aufklärung, durch Förderung einer gewissenhaft beratenen Berufswahl und durch Beschränkungen in der Zahl der Studierenden in allen überfüllten akademischen Fächern.“

(„Der Bund“, 29. Mai 1942.)

„Die Arbeitslosigkeit der Akademiker ist schon in früheren Jahrhunderten aufgetreten. Noch niemals hat sie aber in der Schweiz so gefährliche Formen und Folgen gezeitigt wie in der Krise der Dreißiger Jahre. Damals hat die Berufsnot in den gebildeten Berufen die Akademiker ebenso erfaßt wie die Fabrikarbeiter, die Handel- und Gewerbetreibenden, die Angestellten usw.... Es entsteht ein „akademisches Proletariat“, das große staatspolitische Gefahren in sich birgt... Ein unzufriedenes, fehlgeleitetes und ausländischen Einflüssen zugängliches Proletariat mit geistiger Schulung belastet die Politik einer Demokratie am allerstärksten.“

(Aus der umfassenden Abhandlung von Dr. phil. Hans Erb, des Autors der Geschichte der Studentenschaft an der Universität Zürich, über „Die Überfüllung in den akademischen Berufen und Vorschläge zu Gegenmaßnahmen“ in der „Schweizerischen Hochschulzeitung“.)

„Wir fassen kurz zusammen: Die akademische Berufsnot hat eine doppelte Ursache: Eine objektive, mehr wirtschaftliche. Sie besteht im Akademikerüberfluß. Eine subjektive: Der Akademiker versagt, weil er zu wenig Persönlichkeit ist. So ist die Berufsnot eine Elitenot. Die Akademikerschulen, die Universität und das Gymnasium, müssen Eliteschulen sein. Sie sind es, indem sie in vermehrtem Maße eine dreifache große Pflicht erfüllen:

die Pflicht der Persönlichkeitsbildung;
die Pflicht der Auslese;
die Pflicht der Berufsberatung.“

Prof. Vonlanthen, Freiburg. Monatsschrift des schweizerischen Studentenvereins, kath., 15. 1. 43, Heft 5.)

Überhaupt wird das Problem mehr bei der Mittelschule liegen!

DAS PROBLEM.

Gern entspreche ich der Aufforderung der Redaktion und äußere meine Ansicht zum Artikel des Herrn Stoller. Allerdings werden dort Probleme angeschnitten, die kaum in Kürze erledigt werden können, handelt es sich doch um die Frage, wie der Zutritt zu unseren Hochschulen nach dem Motto „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ allen Kreisen der Bevölkerung ermöglicht und zugleich eine Überschwemmung mit Unbegabten verhindert werden kann. Der heutige starke Zudrang zum Studium schafft eine akute Situation, die alle Freunde der Universität sowie die zuständigen Stellen seit längerer Zeit mit Sorge erfüllt.

Es muß Herrn St. zugestanden werden, daß die Erscheinungen, die er unter Anklage stellt, vorkommen. Es gibt tatsächlich in jedem Jahrgang eine Anzahl Ungeeigneter, die mitgeschleppt werden. Es gibt Söhne aus gut situierten Familien, die durch Mittel- und Hochschule gestoßen werden, weil die gesellschaftliche Stellung das zu erfordern scheint und das nötige Geld vorhanden ist.

Trotzdem ist das Gesamtbild, das St. entwirft, nach meiner Meinung verzeichnet. Verallgemeinerungen am unrichtigen Ort verzerren die Wirklichkeit. Der Unwille über unerfreuliche Beobachtungen berechtigt nicht zu dieser kategorischen Verdammung.

Mir fällt umgekehrt der relativ hohe Prozentsatz Studenten auf, die aus einfachen, z. T. sogar ärmlichen Verhältnissen stammen. Das „Volk“, durch dessen Willen die Universität gebaut wurde, füllt heute auch die Auditorien und Hallen. Diese Studierenden sind fleißig und strebsam. Sie nützen die Zeit, die ihnen durch den Militärdienst stark beschnitten wird, aus. Viele bewerben sich um Stipendien und heimatliche Unterstützung und empfangen Vorschüsse, die sie später zurückzahlen müssen. Sie hausen in den einfachsten Buden und — hungern! Ihre Energie, ihr zäher Wille und ihre Sparsamkeit nötigen uns größte Bewunderung ab.

Im Blick auf das Ganze auch unsere Kritik. Denn auch unter ihnen gibt es Begabungen in allen Abstufungen. So wenig der Reichtum des Vaters Talentlosigkeit bedingt, so wenig verbirgt sich in jedem bedürftigen Studenten ein Genie. Wenn St. reiche Nichtstuer im Auge hat, die ihre Semester verbummeln, so haben wir hier den umgekehrten Fall. Diese Studenten, soweit sie nicht eine überdurch-

schnittliche Begabung besitzen, sind musterhaft fleißig, aber keine Studenten. Sie erstreben zwangsweise eine rasche und daher einseitige Fachausbildung anstelle einer allgemeinen akademischen Bildung. Wo die kulturellen Voraussetzungen fehlen, — was beim Protzen ebenso der Fall ist wie beim Einfachen —, wird das Studium kaum in seinem Eigenwert erkannt; es bedeutet nur die unvermeidliche Durchgangsstation zur erstrebten künftigen Lebensstellung. Darin aber erschöpft sich wirklich die Bedeutung unserer Hochschulen nicht.

Die Frage, wie unsere Universitäten die wirklich Begabten unter Fernhaltung der Ungeeigneten aus allen Ständen gewinnen und als geistige Elite ausbilden können, ist dringlich. Die besten Köpfe bemühen sich um eine Lösung; aber niemals werden hiezu fiskalische Maßnahmen genügen.

Karl Fueter, Studentenberater.

VERSKLAVUNG DES STUDENTEN?

Es gibt doch viele Eltern, die nur mit saurer Arbeit und eigener Entsagung das Geld für das Studium ihres Sohnes aufbringen, und viele Studenten, die sich nicht nur ernstlich um ihre berufliche Ausbildung bemühen, sondern auch noch durch eigene Arbeit zum Teil für die materiellen Bedürfnisse des Studiums selber aufkommen.

Viel bedenklicher ist die Flucht zum Staate. Weil bei der gegenwärtigen Auslese verschiedenes nicht klappt, soll der Staat bestimmen, wer studieren darf und soll. Weil die Industrie Chemiker und Ingenieure und das Volk Ärzte und Juristen braucht, sollen auch Industrie und Staat für die Kosten der akademischen Ausbildung ganz aufkommen. So die Ansicht des Verfassers des erwähnten Artikels. Allerdings, wenn der Mensch allein und ausschließlich zum Dienste an Wirtschaft und Staat bestimmt wäre, wenn sich seine Existenzberechtigung darin erschöpfen würde, als Rädchen den reibungslosen Lauf der Maschine zu gewährleisten, dann wäre diese Forderung zu unterstützen. In Tat und Wahrheit aber ist der Dienst an der Gemeinschaft nur der eine Teil der Lebensaufgabe des Menschen. Daneben hat der Mensch auch den Anspruch auf sein eigenes Glück und die Entfaltung seiner Anlagen und Fähigkeiten.

Soll der Student nicht der Sklave des Staates werden, so darf nicht der Staat bestimmen, wer studieren darf und muß. Der Staat darf auch nicht die vollen Kosten des Studiums übernehmen, denn wer zahlt, befiehlt! Die Freiheit des Einzelnen ist nur gewährleistet, wenn er auch selber und aus eigener Kraft die Kosten zahlt. Ich rede nicht der schrankenlosen Freiheit das Wort. Weil der Akademiker zum Dienste an der Gesamtheit berufen ist, hat der Staat ein Interesse an seiner Ausbildung; deshalb übernimmt er ja auch einen Teil der

Kosten und beeinflußt die Auslese durch Prüfungsordnungen usw. Es stellt sich die Frage, ob nicht die heutige Prüfungspraxis vervollkommenet werden könnte.

Im Grunde genommen geht es bei freier Wahl, Vorbereitung und Ausübung des akademischen Berufes um eine sittliche Haltung. Denn dort, wo Freiheit ist und sein muß, findet sich die Sittlichkeit. Freiheit bringt sittliche Verantwortung mit sich. Wer sich zum Studium entschließt, und wer im Studium steht, sieht vor sich Pflichten gegen sich selber, seine Eltern und das Volksganze. Ob er den Dienst am Mitmenschen im Auge hat oder die Umwelt als „Jagdrevier“ betrachtet, das hängt von seiner persönlichen Entscheidung ab. Um diese sittliche Entscheidung kommt er nicht herum; je nach ihrer Richtung wird sie sich zum Heil oder Unheil auswirken. Auch der Staat kann sie nicht ersetzen; er kann ihr wohl den Raum entziehen, indem er den Einzelnen der Freiheit beraubt und ihn versklavt. Aber auf die Dauer wird sich das nicht verwirklichen lassen, denn das Leben läßt sich nicht vollumfänglich in staatliche Maßnahmen und Reglemente einspannen, ganz abgesehen davon, daß der Staat sich nicht allein auf die Macht aufbauen läßt, sondern nur zugleich auch auf die verantwortungsbewußte Einstellung seiner Bürger.

Ich sehe die Aufgabe des Staates vielmehr darin, für den Einzelnen Freiheit zu schaffen, dort, wo sie nicht besteht, wo zum Beispiel finanzielle Not das Studium verunmöglicht. Es soll vorab für eine genügende Entlohnung der Familienväter gesorgt werden, damit sie einem begabten Kinde das Studium ermöglichen können. Die interessierte Industrie soll mit Stipendien nachhelfen. Die Prüfung solcher Möglichkeiten könnte Gegenstand einer anregenden Diskussion sein!

Hans Stadler, iur.

Wenn wir uns überlegen, mit was wir unsere Bildung moralisch rechtfertigen sollen, dürfen wir auf keinen Fall die beruflichen Möglichkeiten, die sich aus ihr ergeben, zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung machen. Der einzige Rechtfertigungsgrund ist vielmehr die Wissenschaft selbst. Was fordert nun diese? Jedenfalls keine auch noch so erfolgreiche Prüfung, welche bloß eine formelle Rechtmäßigkeit statuiert. Die Wissenschaft fordert viel mehr; nämlich Dienst, Hingabe, Eifer; eben „Studium“. Ob und wie weit jedoch der Einzelne diese Forderung erfüllt hat, ist nur in den seltensten Fällen objektiv zu erkennen und zu messen; am allerwenigsten jedenfalls in einem Examen. Gegenüber den von ihr geforderten Diensten ist die Wissenschaft von einer geradezu fatalen Gleichgültigkeit; sie leistet es sich, den in elfter Stunde Gekommenen mit dem gleichen Groschen zu

belohnen, mit dem sie den seit der ersten Stunde sich Abmühenden lohnt; sie beschenkt den, der eine Eselin sucht, mit einem Königreich.

Vor allem läßt sich die individuelle Entwicklung unter keinen Umständen in ein festes, stufenförmiges System von Prüfungen einspannen. Dagegen birgt ein solches System große Gefahren für eine gesunde Entwicklung in sich. Schon beim gegenwärtigen Fachschulsystem, das im Vergleich zu den kritisierten Vorschlägen reichlich liberal erscheint — gewährt es doch neben der Wiederholung nichtbestandener Examen freie Semesterwahl — tritt eine Tendenz zu Streberei und Examenborniertheit hervor; eine Tendenz, die allerdings auch durch äußere Umstände, wie Militärdienst oder auch beschränkte finanzielle Mittel, verstärkt wird. Ja, es wäre auch denkbar, daß eine wiederholte Anerkennung des angesammelten Wissens, wie sie eben durch jedes gut bestandene Examen erfolgt, mit der Zeit zu einem pseudowissenschaftlichen Dünkel, zu einer Schulweisheit führt, die vermeint, sich All und Jedes träumen zu lassen.

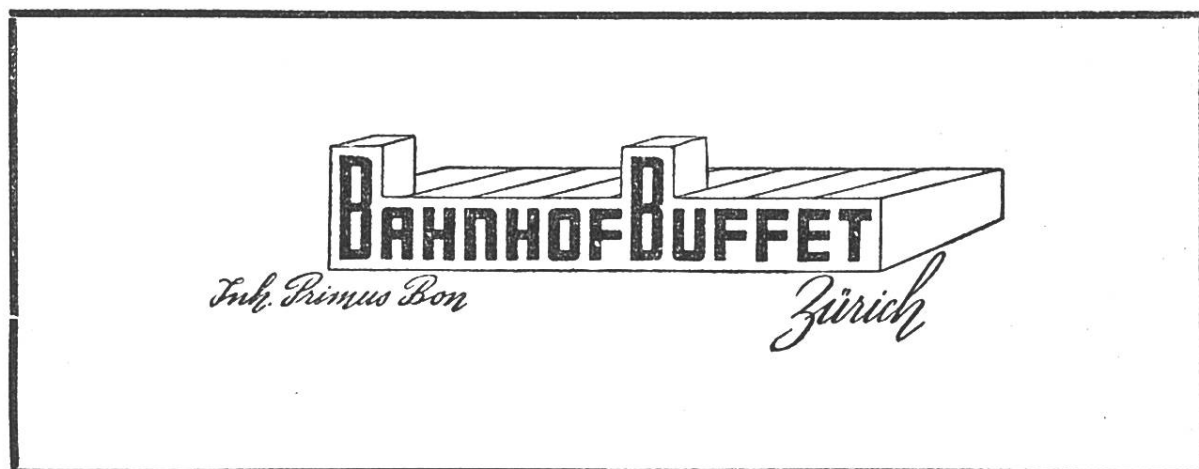
Wie sieht dieser ideale Akademiker überhaupt aus? Abgesehen von seiner Intelligenz muß er arbeitsam, in seinen äußern Ansprüchen bescheiden, dafür aber mit starker Initiative begabt und absolut selbständig sein. Es gibt bestimmt in den Hallen unserer Uni und auch in denen der ETH sehr wenige, die diesem Ideal einigermaßen entsprechen. Aber wir wagen es, zu bestreiten, daß gerade diese Eigenschaften in andern Kreisen und Schichten in solchem Maß verbreitet sind, so daß es wirklich noch nennenswerte Reserven auszunützen gäbe. Tagelöhner und Knechte mit solchen Eigenschaften existieren höchstens in der Phantasie. Das ist keine Beleidigung; denn die geforderten Eigenschaften sind noch lange nicht die höchsten, ausgenommen vielleicht in einem rein materialistischen Wertsystem, das gerade der heutige Akademiker längst überwunden haben sollte. Tatsache ist jedoch, daß der seinen Homer auswendig lernende Hirtenknabe nicht als Dorfhirt stirbt — sollte gerade dazu die „Intelligenz“ dann doch wieder nicht ausreichen? — sondern er bringt es eben nach landläufigen Anschauungen „zu Etwas“.

Daß eine gewisse Ungerechtigkeit dem heutigen System inneohnt, das zwar prinzipiell jedem die Möglichkeit gibt, sich akademisch zu bilden, es aber jedem selber überläßt, wie er sich die nötigen Mittel hiezu verschafft, geben wir ohne weiteres zu. So ist es sehr wohl möglich, daß es in allen Volkskreisen Leute gibt, die nach genügend langer Entwicklungszeit und konsequenter Erziehung sich sehr gut für das akademische Studium eignen würden. Aber bringt für diese der Vorschlag des Verfassers irgendwelche Verbesserungen? Keineswegs; denn das ist eben nicht jene Intelligenz, die sich von vorneherein in jeder Prüfung bewährt.

Gewiß würden, wenigstens auf kurze Sicht, Ersparnisse in sehr großem Ausmaß erzielt. Die Möglichkeit zu freier wissenschaftlicher Betätigung gibt eben auch die Möglichkeit zu jeder andern „freien“ Betätigung. Wo Freiheit ist, besteht auch die Möglichkeit zum Mißbrauch derselben; aber hat dieser Mißbrauch wirklich so überhand genommen, daß deswegen die ganze Freiheit auf dem Altar der Verstaatlichung geopfert werden muß? Wer den Staat zu Hilfe ruft, liefert sich ihm aus. Auch im vorliegenden Fall bedeutet eine Vermehrung der „Gerechtigkeit“ Nivellierung nach unten. In der Wissenschaft sind Höchstleistungen nun einmal nur in der Freiheit möglich. Haben wir aber Grund, Mediokrität und Staatsdienertum zu fördern? Es wurde tatsächlich schon behauptet, es sei nicht Sache der kleinen Schweiz, Höchstleistungen hervorbringen zu wollen; die Kleinheit des Landes und die Beschränktheit der Mittel geböten vielmehr die Förderung des allgemeinen Durchschnitts. Darin erblicken wir jedoch den Weg zum sichern Ruin.

Es gibt natürlich Probleme der Berufsbildung und vor allem auch der Weiterbildung. Wir hatten auch reichlich Gelegenheit, uns mit Primarschulkameraden und vor allem im Militärdienst über solche Probleme zu unterhalten. Daß tüchtige und begabte Arbeiter sich im Abendtechnikum neben der strengen Arbeit weiterbilden müssen, ist gewiß kein idealer Zustand; aber die verlangen Weiterbildung und denken nicht daran, sich zu beklagen, daß sie keine Möglichkeit für eine akademische Bildung hatten, ausgenommen vielleicht für das entsprechende ETH-Studium. Und nicht einmal in diesem Spezialfall wären sie bereit, auf die Selbständigkeit, die ihnen ihr Beruf verleiht, zu verzichten. Im Gegenteil, sie würden sich schön bedanken, das lange und klippenreiche Mittelschulstudium durchlaufen zu müssen.

Es wird mit Recht getadelt, daß der akademische Grad immer mehr als Patent für bestimmte Domänen des Berufslebens aufgefaßt



wird. Die beruflichen Möglichkeiten sollen zunächst nicht Zweck, sondern Folge der Ausbildung sein. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen jeder andern Ausbildung, die bestimmte Zwecke verfolgt, und der wissenschaftlichen.

Warum also Universitätsstudium, das doch nur viel zu viel Gelegenheit bietet, Geld zu versaufen und zu verprassen, das beliebige Semesterzahlen gestattet, so daß angeblich auch der Unbefähigtste durchs Staatsexamen geschoben werden kann?

Vom Arzt wird eben nicht nur spezielle Bildung, die ihn zunächst in jedem Patienten bloß einen „Fall“ erblicken läßt, sondern eine allgemeine Bildung, die es erst ermöglicht, daß aus dem Fall wieder ein Patient wird, und somit das Wesentliche des Arztberufes ausmacht, verlangt; neben der Geistesbildung also Charakterbildung. Und diese Erwartung ist durchaus berechtigt; denn gerade das freie akademische Studium ist, richtig erfaßt, wie nichts anderes geeignet, solche Voraussetzungen zu schaffen.

Gefordert werden Seelsorger, Richter, Ärzte, Lehrer, Fabrikführer usw. sr.

Landdienst

Deine Pflicht.

Für den studentischen Hilfsdienst in der Landwirtschaft meldeten sich letztes Frühjahr an der Uni 88, am Poly 107 Freiwillige. An beiden Hochschulen waren im Ganzen 4600 Studierende eingeschrieben. Diese Beteiligung muß als ungenügend bezeichnet werden.

Selbstverständlich ist es für manchen Studierenden schwer, drei Wochen seiner Ferien zu opfern. Militärdienst, Krankheit, Vorbereitung auf die Examen oder auch die Notwendigkeit, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, das sind die Gründe, die einen Studenten von der Pflicht des Landdienstes abhalten. Aber noch gibt es Hunderte, die keine solche Entschuldigung vorweisen können und dennoch ihrer Pflicht nicht nachkommen, während andere sich trotz alledem jedes Jahr zum Landdienst melden.

Wer schon bei einem Bauern gearbeitet hat oder wer auf dem Lande wohnt, der kann jederzeit bestätigen, daß die Hilfe dringend nötig ist, der weiß aber auch, wie sehr die Studenten und besonders die Studentinnen geschätzt sind und daß ihre Hilfe immer mehr verlangt wird. Besonders die Bäuerinnen sind übermüdet. Wir beabsichtigen daher, nächsten Februar eine Aktion durchzuführen, die den Bäuerinnen zu Ferien verhelfen soll. Wir suchen nun tüchtige Studentinnen, die während der Abwesenheit der Bäuerin den Haushalt führen können und die gewillt sind, sich während 3 Wochen ganz für ihre Aufgabe einzusetzen. Es braucht viel guten Willen und auch Können dazu. Für diese „Pionierposten“ sollen die Anmeldungen möglichst früh erfolgen. Natürlich brauchen wir auch möglichst viele Studentinnen, die nicht an das selbständige Führen eines Haushaltes gewöhnt sind, zur Aushilfe auf dem Felde und im Haushalt. Studenten sind unbedingt

nötig, um bei den wegen Militärdienst oder Überarbeitung des Meisters vernachlässigten Frühjahrsarbeiten auf dem Felde mitzuhelfen.

Kommilitoninnen und Kommilitonen! Ihr habt 10 Wochen Ferien. Reserviert drei davon für den Landdienst! Die Anmeldeformulare werden wir euch zu gegebener Zeit zustellen. Weitere Auskünfte erteilt das Amt für Arbeitskolonien jederzeit gerne.

Studentenschaft der Universität:

Der Präsident: C. H e g n a u e r.

Verband der Studierenden an der Eidg. Techn. Hochschule:

Der Präsident: T. H a f f t e r.

Verband der Schweiz. Studentenschaften, Amt für Arbeitskolonien:

H. U. J u c k e r.

(ETH, Z. 13 c, Tel. 4 20 44)

GEDANKEN UND ERINNERUNGEN

MÄRZ 1943

Eine Studentin berichtet.

Acht Kinder? Das ist eine ganze Menge; das macht ja ein Kollektivbillet aus. Aber da standen sie auf meinem Aufgebot, so recht artig, in sechs Buben und zwei Maiteli sittsam eingeteilt — ach, wer hätte ihnen gram sein können?

Ich packte also meine Koffer: alte, dicke, warme Sachen, Siebenmeilenstiefel, Schürzen (das wichtigste, meiner Treu!) und ein kleines Taschenlämpchen samt Buch, um nächtlicherweile allfälligen Lastern des Geistes frönen zu können.

Es war zum Abschiednehmen angeblich „just das rechte Wetter.“ Märzwind und später Schnee, der sich in unflätigen Flocken fallen ließ und ein allmächtiges Gefühl von Ungeborgenheit und Nässe weckte. Ein uraltes Bähnli schleppte sich einher, verdrießlich und voll kalten Rauchs. Zur Linken lag der See, grau und bläblich, in den ein feuchter Himmel haltlos triefend überfloß und rechts eine eintönige Landschaft, deren Äcker einen durch eine Ahnung von Grün und Frühling für sich zu gewinnen trachteten...

Schließlich sagte ich mir, bin ich kein „greenhorn“ mehr, sondern bereits im vorigen Sommer mit einer Heugabel zum Ritter geschlagen worden. Ich begehre also nichts Unmögliches, keinen Bauernhof von Gotthelf'scher Behäbigkeit noch Pan, den alten, der mir mit lieblichem Flötenspiel die Zeit vertriebe. Ich hatte das Gruseln nachgerade ja gelernt. Ich „konnte es“, sozusagen.

Da hielt der Zug. Am Bahnhof standen ein kleiner Leiterwagen und zwei Kinder. Marzellin und Bernadette, sagten sie und weiß Gott, sie wußten ihre präziös daherhüpfenden Namen mit rotbackiger und rotznasiger Anmut zu tragen. Er sei elf und „es“ zehn Jahre alt, die

Mutter sei daheim und sie hätten vor vierzehn Tagen ein Brüderchen bekommen, „ja Dui, eppe-n-es scheens!“ Es regnete in Strömen, und wir hatten einen weiten Weg zu gehen.

Ist es schlimmer oder weniger schlimm als man es sich vorstellt? Es ist a n d e r s. Man kann sehr glücklich sein dabei, wenn man will. Frau G. erzählte mir von meiner Vorgängerin, die es im Landdienst „nicht ausgehalten“ habe. Was heißt das? Das heißt überhaupt nichts. Freilich ja, er ist etwas Neues für uns, eine fremde Welt. Aber doch nicht grundsätzlich. Doch eine gültige Welt, und eine, die man kennen lernen kann und sollte. Es macht nichts, wenn man dreckige Hände bekommt dabei. Man erlebt so vieles, das zu erleben sich lohnt. Und man lernt ein bißchen absehen von sich selber — nicht in pom-pösen Gebärden der Aufopferung, sondern sehr schlicht und leise, weil nämlich alles viel weniger weh tut, wenn man nicht allzu subjektiv denkt, sich selber ein wenig von außen betrachtet, wie man sich etwa ausnimmt, so auf einem Kleinbauernhof am Fuße des Pilatus.

Wenn ich ehrlich war, mußte ich zugeben, daß es ein prächtiges Land war, nicht zu groß, nicht zu üppig, aber kerngesund und von ungezwungener Ordentlichkeit. Obstbäume, zufriedene grüne Wiesen und wohlbestellte Äcker und im blauesten Frühlingshimmel stets ein hartnäckiger, wilder kleiner Föhn, der die Wolken um die Schneeberge jagte. Die Menschen? Gut; großzügig wäre zu viel gesagt, aber bien-pensant und auf eine selbstverständliche und natürliche Weise fromm. Hier also hatte der „Brüeder Chlois“ gewohnt. In seinem winzigen, beinahe spielzeugartigen Geburtshaus hat sich ein Kompaniebüro wohnlich eingerichtet. Ich denke, er wäre damit einverstanden.

Meine Meistersleute — nun, nach drei Wochen ist es noch nicht so leicht, Menschen richtig zu beurteilen. Herr G. war die Güte selbst, knorrig und humorvoll, und wenn er lachte, versteckten sich seine blauen Augen völlig in hundert kleinen Fältchen; ein Prachtsvater, sapperlott, und kluger Bauer. Er war oft im Dienst. Ihn liebte ich gleich und immer. Seine Frau aber verstand ich nie ganz. Sie ließ es mich spüren, daß ich ohne Lohn arbeitete und sie sich daher in keiner Weise etwas nachreden lassen wollte.

So, das ist nun gewissermaßen der dunkle Hintergrund, von dem sich die lichten und heiteren Momente um so deutlicher abheben. Wirklich, es gab doch Augenblicke fast schmerzlichen Glückes, völlig grundlos, plötzlich war einer da. Vielleicht hängt es mit dem unentschlossenen und launenhaften Wetter zusammen. Da stand doch mit einem Schlag die ganze mühselige Welt in grellstem Aprillichte und glänzte. Die Wäsche flatterte über der grünen Wiese und schien weiß, und die Hühner schienen weiß, und der Wind trug einen lauen und süßen Duft von Veilchen und Schlüsselblumen vom Wegrand her. Ich

kniete im Garten und zerkleinerte die dunklen Erdkrumen, jätete und steckte zärtliche, pralle kleine Schalotten in gleichmäßigen Abständen in die warmen Beete ein, so daß nur noch die dünnen Schwänze hervorschauten. Oben an der Hauswand hackten die Kinder ihre eigenen Gärtchen zurecht, mit einem Riesenaufwand an Jubel und Werkzeug und säten Tagetes und Zinnien, die sie mit Hühnerdraht und Latten hoch umzäunten.

Und plötzlich war es auch schon wieder düster. Das Seestück, das man in der Ferne vitriolgrün hatte schimmern sehen, wurde schiefergrau, und dicke Regentropfen klatschten so überzeugend an die braune Hauswand, als ob es immer so gewesen wäre. Man rettete erregt die Wäsche, Hühner gackerten hirnlos hin und her, die Kinder schrien und dann waren wir endlich alle in der Stube versammelt. Frau G. ging in die Nebenkammer, um Theodorchens ausdauerndes Gebrüll durch Speisung für eine Weile zu unterbechen, und ich nahm etwa eine Flickarbeit zur Hand. Sechs Buben und zwei Maiteli, das macht nämlich nicht acht, das muß man multiplizieren mit Faktoren wie: Rutschen, Streiten, Hinfallen, Klettern, Anstoßen, und das Produkt ist eine unwahrscheinliche Zahl! Und jeden Abend, wenn man die Kerle auszieht, gucken ein Ellbogen, zwei Zehen und anderthalb Fersen weißlich hervor; es ist nicht zu sagen . . .

Ich nehme, sage ich, eine Flickarbeit zur Hand, und gleich sitzen mir auch schon mindestens zwei kleine Buben auf dem Schoß, je einer auf jedem Knie, und wollen unterhalten sein. Ich verfluche im Stillen den Reißverschluß meines Pullovers, den man tausendmal auf- und abziehen kann und das Haarnetz, den „gspässigen Huet“, in dem sich vier bis sechs kleine Patschhändchen endlos verwirren. Aber ich habe gelernt, Strümpfe zu stopfen, während um mein rechtes Knie von einem Knäuel dreckiger kleiner Gnome in menschenunähnlichen Lauten disputiert und erbittert gerungen wird und der kleine Beppi, der blauäugige, kugelrund wie ein Putto, sich mit völlig barocker Eleganz auf der andern Seite zu äußerst in der Schwebe hält, um mir in einem Anfall wilder Zärtlichkeit den Arm zu lecken.

Ich könnte noch von hundert Dingen reden. Lauter kleine Mosaiksteinchen würden es sein, die man zu einem Bilde fügen könnte. Ich versuchte das in O. jeden Abend selber zu tun, im Bett, neben den zwei Maiteli, die im Traum sprachen und sich aufgeregt die Haare kratzten. Ich wüßte zu erzählen von frühem Aufstehen, Brotbacken, Mäusen und Ungezogenheiten — es gäb ein buntes Bild. Ich möchte es nicht missen aus meinem Leben.

Aber dann sagte ich bald dem hl. Josef gute Nacht, der auf der Kommode unter einer Glasglocke stand, in Violett, eine Lilie in den Händen. Denn ich war müde.

R. I.

Bücher

Wie verschieden zwei gleichermaßen gebildete Menschen, deren Urteile wir schon öfters hoch schätzen mußten, ein und denselben Autor beurteilen, das zeigen uns die Kritiken der beiden letzten Bücher des Amerikaners John P. Marquand. Der Unterschied in der Beurteilung „Wi's“ und „Hu's“ rührt kaum von einer verschiedenartigen Qualität der Werke, sondern vom Charakterunterschied der Beurteiler her. dr.

Hermann Hesse; Das Glasperlenspiel. Verlag Fretz & Wasmuth, Zürich, 2 Bd. Der Untertitel heißt „Versuch einer Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht samt Knechts hinterlassenen Schriften“. Der Roman schildert das Leben Josef Knechts. Der Name Josef erinnert uns an zwei biblische Gestalten; der eine war Traumdeuter und Diener des Aegyptischen Königs, der andere der Ernährer Jesu und ein Diener Gottes. Wir sind geneigt, dem sinnfälligen Wortspiel beider Namen weiter zu folgen und uns zu fragen, wem Josef Knecht diene. Die Antwort darauf gibt der Titel seines Standes: Magister Ludi, Meister der Spiele, nämlich der Glasperlenspiele. Hesse erzählt uns, daß die Glasperlen auf Drähten gereiht waren. „Die Drähte entsprachen den Notenlinien, die Perlen den Notenwerten usw., so baute er (Perrot) aus Glasperlen musikalische Zitate oder erfundene Themata“. Die ganze Wissenschaft machte sich später die Symbolik der Perlen für ihre Darstellung zunutze.

Hesse hat eine höchst eigenwillige Form seiner Phantasie erwählt, um Knechts Lebenslauf zu schildern, dessen äußern Verlauf die Namen Magister Ludi Josef Knecht innerhalb des Glasperlenspieles andeuten, das eingebettet liegt im philosophisch-asketischen Entwicklungsgang, dem hier in Kürze zu folgen schade, wenn nicht unmöglich wäre. Jede Seite ist ein philosophisches Dichtwerk, eine Verdichtung. Erik Wiget.

John P. Marquand; H. M. Pulham. Verlag Rascher, Zürich. Übersetzung aus dem Amerikanischen von Fritz Güttinger. — Stets heißt es, unserer Generation fehle die *Z e i t*, Hast und Atemlosigkeit seien die Kennzeichen unseres Lebens, unserer sogenannten Kultur — und doch produziert eben diese gehetzte Zeit die dickleibigsten Bücher. Dies scheint erst ein Widerspruch, oder zum mindesten die Ausnahme, welche die Regel bestätigt, und ist doch der sprechendste Beweis unserer täglichen Hetze: Trotz seines beängstigenden Umfanges ist so ein Buch leicht, ungeheuer leicht, zu leicht, um eine Stunde zu beschweren, auszufüllen, so daß wir sehr gut neben der Lektüre die neuesten Grammophonplatten anhören können, ohne irgendwie zu kurz zu kommen. Ja, wir glauben noch, Zeit gespart, eine Stunde in zwei verwandelt zu haben: in eine literarische und eine musikalische. Dazu verhilft uns ein Roman von fast sechs Zentimetern Dicke, während wir an dünne Bändchen nur selten herangehen. Denn dünne Bücher sind gefährlich, — es

Redaktionsschluß für die Aprilnummer: 31. März 1943. Wir erwarten kurze Beiträge von Studenten, die nach dem Krieg ins Ausland möchten, über ihre **Zukunftspläne**. Für weitere Nummern sind folgende Themen vorgesehen: **Betriebsgemeinschaft, Landesplanung, neuzeitliches Kulturschaffen**. Von poetischen Seelen erwarten wir die Mitteilung ihrer **Frühlingserlebnisse**. Vor allem aber hätten wir gerne mehr **humoristische Einlagen** aus dem Vereins- und Studentenleben.

Neu: Angenommene Beiträge werden angemessen honoriert.

sind dünne Bücher, die die Nacht schlaflos machen, Ideenstreite entfesseln, alles Dinge, für die wir heute einfach keine Zeit haben... Dicke Bücher hingegen sind harmlos: über wissenschaftlichen schläft man ein, und unterhaltende liest man in der oben beschriebenen Weise, ohne nachher um einen Gedanken reicher zu sein. Daher wohl die Sündflut der dicken Bücher. — Damit ist eigentlich das Wesentliche über Marquands „Pulham“ gesagt: Es ist das Leben eines amerikanischen Durchschnittsbürgers, sehr breit und weitschweifig erzählt. (Der Film, der letzthin im Nord-Süd gezeigt wurde, hinterließ einen viel präziseren Eindruck, nicht zuletzt wegen der großzügigen Kürzungen). Pulham vermag aber keine Sympathie zu erwecken, weil er widerstandslos nach dem Willen seiner Familie lebt, obschon er, wie ein Versuch ihm beweist, auf andere Weise wahres Glück und Befriedigung finden könnte. Doch er ist zu schwach oder zu gleichgültig, diesem Versuch das Endgültige zu geben, und läßt sich nach dem Tode seines Vaters zu seiner Familie zurückführen, den Freund und das Mädchen, das er liebt, ohne eigentliches Bedauern zurücklassend. Von da ab verläuft sein Leben im abgeschliffenen Geleise, — seine Frau betrügt ihn, ohne daß er es merkt, seine Kinder wachsen auf, ohne daß er ihnen etwas geben kann, seine Tage zerrinnen, ohne etwas Bleibendes zurückzulassen. Und er selbst ist dabei weder glücklich noch unglücklich, sondern auf eine fade Art zufrieden — so ziemlich das Ärgste, das einem denkenden Menschen widerfahren kann.

Das Buch eines Durchschnittsmenschen — durchschnittlich geschrieben.
hu.

John P. Marquand; Haus Wickford. Roman, 502 Seiten. Verlag Amstutz und Herdeg, Zürich. — Es wird oft geltend gemacht, daß wir zur Zeit mit angelsächsischer Romanliteratur geradezu überschwemmt werden und daß die Qualität der Quantität nicht zu entsprechen vermag. Es erheben sich jedoch aus der Unzahl fremder Erzeugnisse Werke von tatsächlichem Wert. John P. Marquand, der durch seinen „Mr. Pulham, Esqu.“ auch bei uns schon bekannt ist, überrascht uns nun mit einem Buch, das unserer Meinung nach ein Meisterstück an psychologischem Scharfblick und feinsinniger Ironie darstellt. Es ist ein wahres Vergnügen, dieser amerikanischen Gesellschaftskritik der letzten 30 Jahre zu folgen. — Haus Wickford ist gleichsam das Symbol für Heimat, Kindheit und Familie eines jungen Schriftstellers, der durch das Erlebnis des Weltkrieges und seine vielen Aufenthalte im Ausland seiner früheren Umgebung entfremdet wurde. Notwendigerweise muß er sich von jener Mehrzahl losreißen, der der Krieg nur spannende Unterhaltung oder ein überaus erträgliches Geschäft war. — Wie dies geschieht, erzählt der Autor ebenso tiefsinnig wie liebenswürdig humorvoll. Er verleiht außerdem diesem Roman eine restlos gelungene, kunstvolle Komposition, die im Formalen an Thomas Wolfes Technik erinnert, aber weitaus sorgfältiger und sinnvoller durchgeführt wird. Die Übersetzung aus dem Englischen wurde von Albert Holmes mustergültig besorgt. Wi.

Verlangen Sie bei Ihren Bezügen meine erstklassigen

LOGARITHMENPAPIERE

Ed. Aerni-Leuch, Bern

VON DEN VÖLKERN

Politisches

SCHWEIZ

Außenpolitik.

Auch die Neutralität enthebt unser Land nicht der Außenpolitik. Kürzlich hat dies im Nationalrat der alte Genfer Staatsrat Picot — ein Liberaler, also sicher kein Revolutionär — betont und gleichzeitig gefordert, es sollten einige Persönlichkeiten mit dem Studium der Nachkriegsfragen und der Möglichkeiten für die Schweiz, ihre Auffassungen geltend zu machen und für die Rechte der kleinen Staaten einzutreten, betraut werden. Ähnliche Gedankengänge entwickelte Prof. I. R. v. Salis im Schoße der Völkerbundsvereinigung Zürich in seinem Vortrag: „Die schweizerische Außenpolitik der Nachkriegszeit im Rahmen der künftigen Zusammenarbeit der Völker.“

Forsch gingen unter Führung des früheren NHG-Präsidenten H. P. Zschokke die Basler Liberalen ins Zeug und verlangen einen Wechsel im Politischen Departement. Damit dürften sie „Pilets Glorienschein endgültig zerrissen haben“, wie die „Tat“ bemerkt. Leider wird wohl der positive Erfolg ausbleiben — nur das Mißtrauen wird noch größer sein als vorher.

Die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion steht auch wieder zur Diskussion.

Die Außenpolitik rückt nun also langsam in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses.

„La Suisse et le problème des Réfugiés.“ Über dieses heute brennender denn je gewordene Thema hat Freitag, den 10. Dezember 1943 in der ETH der waadtländische Staatsrat und Nationalrat Antoine Vodoz gesprochen. In seinen klar aufgebauten und in vollendeter Form vorgetragenen Ausführungen wies er darauf hin, daß der Strom der Flüchtlinge, die in der Schweiz ein rettendes Asyl suchen, heute ein noch nie erreichtes Ausmaß angenommen hat. Es sind bereits ihrer 70 000 im Lande. Zwei unversöhnlich entgegengesetzte Forderungen stehen sich gegenüber: Einerseits wird Schließung der Grenze verlangt zum Schutz des Landes vor Überfremdung und vor unerwünschten Elementen. Andererseits wird den Behörden zu große Strenge vorgeworfen und vollständige Öffnung der Grenze für Asylsuchende gefordert. Keiner der beiden Wege kann begangen werden. Es gibt in der Flüchtlingsfrage keine absolute Lösung. Die Behörden haben die schwierige Aufgabe, den gerechten Mittelweg zu finden. Nie werden jedoch alle zufrieden sein. Der Vortragende wies geschichtlich nach, daß die Asylgewährung eine alte, wertvolle Tradition der Schweiz darstellt; von ihr darf nicht abgewichen werden. Von jeher war nämlich die Schweiz ein Land der Toleranz und der Verständigung, das Flüchtlingen, welche stets Früchte des unduldsamen Absolutismus in verschiedenster Form sind, Asyl geboten hat. Doch muß der Bund die Handhabung des Asylrechtes, in der er ganz frei und unabhängig ist, und auf das kein Flüchtling Anspruch hat, den Verhältnissen anpassen. Heute, wo Hunderttausende von Flüchtlingen in Europa herumirren, muß die Schweiz dem Zustrom Schranken auferlegen, besonders auch weil die Wiederauswanderung auf ungewisse Zeit ausgeschlossen ist. So wird unter den Asylsuchenden eine Auslese getroffen. Diese Wahl bedeutet freilich für die Behörden auch eine Qual. Asyl wird gewährt den politisch Verfolgten, den militärischen Flüchtlingen und den

Zivilen, für welche die Rückweisung aus besonderen Gründen besonders hart wäre. Zum Abschluß gab der Redner der Hoffnung Ausdruck, daß wieder eine Zeit kommen werde, da alle Menschen ungeachtet ihrer Herkunft, Rasse oder Meinung bestimmte persönliche Rechte genießen. -sp-

Freiheitserwachen.

„Il Fascio“ fordert energische Maßnahmen gegen die gesamte Studentenschaft der Mailänder Universität, welche es abgelehnt habe, der Bewegung beizutreten und den Fascismus in einer einmütig gefaßten Resolution als „Verrücktheit“ bezeichnet habe. Zum Schlusse des Artikels fragt sich das Blatt in ziemlich niedergeschlagenem Tone, ob es jemals gelingen werde, aus den Italienern ein fascistisches Volk zu machen, und fügt bei: „Wir dürfen uns keine Illusionen machen. Es ist, wie wenn man gegen eine Gummimasse anrennt. Wenn man eine Kugel abfeuert, schließt sich das entstandene Loch automatisch wieder, und es ist, wie wenn nichts geschehen wäre...“ („Basler Nachrichten“, Montagabendbl. v. 13. 12.)

Drei Ansichten zur Gestaltung des Friedens.

Im Rahmen der „Freitag-Vorträge“ der ETH sprach am 26. November Nationalrat Dr. Wick über: „**Frieden, seine Grundlagen und Möglichkeiten.**“ Klassenkampf, Rassenkampf, Völkerkampf haben die gleiche Wurzel: die Selbstsucht, die menschlichen Triebe, denen eine materialistische Welt nicht mehr Herr werden kann. Friede ist ein christliches Ziel, d. h. vorab eine Frage des Glaubens und nicht der Staatsform. Die äußere Organisation wird wichtig sein, doch ist Vorsicht geboten, denn wo die innere Ordnung noch nicht hergestellt ist, bleibt jedes Friedenswerk Sisyphusarbeit an einem babylonischen Turm. Nicht auf Kasernen, auf Kathedralen müssen wir den kommenden Frieden aufbauen!

Als zweiter Redner sprach auf französisch Jean de la Harpe, Prof. an der Universität Neuenburg über: „**Le fédéralisme international et l'organisation de la paix**“. Der erste Versuch ist mißlungen, wir müssen einen zweiten wagen. Die Einigungsbestrebungen in Deutschland und in Italien sind 1848 auch mißlungen; schließlich haben sie dann doch zum Ziele geführt. Darum darf 1939 uns nicht an der Aufgabe irre machen: Wir müssen zu einem internationalen Zusammenschluß der Völker gelangen. Nicht so sehr das Instrument des Völkerbundes, sondern die mangelnde Teilnahme der einen (USA, Italien, Japan, Deutschland) und die mangelnde Entschlußkraft der andern Großmächte sind für die Katastrophe verantwortlich zu machen. Auf die großen Nationen kommt es an, sie tragen die Hauptverantwortung, sie müssen sich verständigen und führend vorgehen, insbesondere die Angelsachsen. Auch sie bauen ja, wie wir, innerlich auf den Föderalismus auf. Diesen gilt es nach oben fortzusetzen und in einer Weltunion ausmünden zu lassen. Die letzten Reden der in jenen Ländern verantwortlichen Staatsmänner lassen große Hoffnungen zu. Sind auch wir bereit, geistig und tatsächlich an einer neuen Lösung mitzuwirken? Wir dürfen kein willenloses Glied der neuen Union werden, dürfen nur, wo dies absolut nötig ist, Verpflichtungen eingehen, die Neutralität jedoch müssen wir zugunsten der Zusammenarbeit beschränken. Eine zuständige Kommission für auswärtige Angelegenheiten sollte sich in Bern mit dem Studium dieser wichtigen Fragen befassen. Wir sollten wieder führend an der Propagierung der internationalen Föderation beteiligt sein, denn, wenn niemand diese Ideen vertreten würde, so müßten doch wir es tun, deren Bundesstaat ein viersprachiges Volk friedlich vereint.

Als Gast der Studentenschaft der iuristischen Fakultät der Universität sprach am 1. Dezember Prof. Wehberg, Genf, über „**Die Organisation der**

Staatengemeinschaft nach dem Kriege". Auch er tritt, in einem überaus fesselnden, über zwei Stunden langen Referat für die Wiederaufrichtung des Völkerbundes ein: 1. Ist dies wünschbar? Gewiß. 2. Ist es möglich? Die ganze Entwicklung der letzten Jahrzehnte deutet auf ein „ja“. 3. Wie muß die Organisation diesmal beschaffen sein? Sie kann, besonders heute, wo die Grundlagen des staatlichen Lebens auf unserem Kontinent aufs tiefste erschüttert sind, nicht aus Europa herauswachsen, sich nicht auf dessen Völker beschränken, sie muß die ganze Welt umspannen, wobei immer noch regionale Unterverbindungen möglich bleiben. Wichtig wird es sein, daß man diesmal neben dem Rat der Regierungsvertreter einen Rat der Völker, ähnlich unserem Nationalrat, errichtet. Die Entscheide dürfen nicht mehr von der Einstimmigkeitsklausel, auf keinen Fall von der Zustimmung des Friedensbrechers selber abhängig gemacht werden. Es muß diesmal für die einzelnen Völker mehr Sicherheit geschaffen werden, daß nicht wieder alles auseinanderbricht. Vielleicht wird man in den Anfängen den Nationen die Möglichkeit eines jederzeitigen Austrittes lassen müssen, um erst später die Bindung enger zu gestalten. Prof. Wehberg ging dann noch auf die verschiedensten Fragen der Detailgestaltung des Bundes, wie er ihn sieht, ein. Einleitend hatte bereits Prof. Schindler betont, wie dringend eine Lösung der Frage der Friedensorganisation sei, wie schwierig es aber auch angesichts der Kompliziertheit des Problems sei, eine befriedigende Lösung zu finden. dr.

Charakteristisches

Politische Karikatur.

Stundenlang möchte man in den Sälen der „Graphischen Sammlung der ETH“ beim Betrachten der „Schweizerischen politischen Karikatur des 19. und 20. Jahrhunderts“ verweilen. Von der lithographischen Illustration eines Spottgedichtes Gottfried Kellers durch Martin Disteli, den Karikaturen J. J. Ulrichs über Joseph Leu von Iserol und Augustin Keller bis zu den modernen, einfachen, aber deswegen nicht weniger künstlerischen Zeichnungen aus dem Nebelspalter und zu den genial hingeworfenen „Bürgerpflichten“ Lindis können wir die hervorstechendsten unter den humorvollen Bösartigkeiten genießen, die man sich in den letzten 100 Jahren in freundeidgenössischer Weise öffentlich an den Kopf geschmissen hat. Und man hofft, daß dieser Geist möglichst spritzig weiter lebe. dr.

Ein Rundgang erlaubt uns die interessante Feststellung, daß Thema, Ausführung und künstlerische Gestaltung in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit zahlreiche Wandlungen durchgemacht haben und daß die schweizerische politische Karikatur zeitweilig stark von den jeweils herrschenden Strömungen des Auslandes abhängig war. Ist um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert das französische Vorbild in Technik (Radierung) und Charakter (Satire) unverkennbar, so gewinnt wenig später der beißende Spott der englischen Karikaturisten Rowlandson, Gilray und Hogarth in den Darstellungen des Genfer Adam Töpffer und des Zürcher David Heß die Oberhand, um dann bald durch eine Reihe anonymer Nachfahren des großen Daumier abgelöst zu werden. Martin Disteli ist der einzige markante Vertreter der deutschen Schweiz in dieser Zeit, wie es überhaupt merkwürdig anmutet, daß die westschweizerischen Karikaturisten in der Frühzeit der Karikatur unbestritten den ersten Rang für sich beanspruchen dürfen. Das wird erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts anders, als der „Nebelspalter“ in Erscheinung tritt. H. G.

Von den Hochschulen

Akademisches

Kundgebung.

Es sind noch die verschiedensten Äußerungen zu diesem Thema eingegangen. Insbesondere wurde auch die Art des Vorgehens verschiedentlich gerügt.

Schließlich wird dagegen Stellung genommen, daß gesagt wurde, wir seien erst heute erwacht. Das stimmt tatsächlich nicht, und wenn wir unsere Ansicht kürzlich zum erstenmal öffentlich demonstriert haben, so war unser Mitgefühl seit je bei all denen, die um ihre Freiheit kämpften. Oslo ist Prag, ist Warschau, ist auch Kaunas und Riga, ist Amsterdam, ist Brüssel, ist München, ist Clermont-Ferrand, ist Mailand, ist jede Stadt, wo sich Kommilitonen mutig in die vorderste Front des geistigen Kampfes gestellt und dafür oft mit dem Leben gebüßt haben.

Wir können aus Platzmangel und, um Diskussionen zu vermeiden, nicht mehr weiter auf das Thema eingehen. A. S. und D. R.

Studentisches

Ein Mädchen auf dem Poly-Ball.

Es war so: Jedesmal in den vergangenen zwei Jahren, wenn das Inserat „Poly-Ball“ erschien, wäre man sehr, sehr gerne hingegangen. Aber es wurde nichts daraus, leider. Trotzdem doch alles da war: das große, festliche Abendkleid, hübsches Aussehen, ein nettes Lächeln und das, was vielleicht wesentlicher ist: trotz aller Jugend eine gewisse Erfahrung in den Dingen des Lebens.

Und nun ist sie auf einmal da gewesen, die Einladung! Da ist ein Student, Auslandschweizer, dessen Braut „draußen“ ist und der sich gerne einmal „den Betrieb“ ansehen möchte. Fünf Stunden vorher wußte man noch nichts und nun fährt man im Taxi durch die Regennacht. Man ist ganz angefüllt von Erwartung und denkt manchmal „fast wie im Traum!“ Und dann wieder nüchterner „nun, so etwas Besonderes ist dies doch gar nicht, oder?“

Ein Lichtkreis zittert durch den feuchten Wind, das Portal tut sich auf und schon ist man mitten drin. „Nimm meinen Arm“, sagt Hans und wir stolzieren in das wogende Gewühl, in das farbige Rauschen und das so dichte Gedränge von Hitze, raschem Atem und gelockerten Bewegungen im Rhythmus des Tanzes.

Fast alle Plätze sind leer und verraten ihren „Besitzer“ nur durch ein — meist ausgetrunkenes — Glas. Aber die Tanzflächen! — Auf dem Teppich einer emporführenden Treppe sitzen sie, über die Brüstung des Geländers lehnen sie, um aus dem Gewühl da unten bekannte Gesichter zu erkennen; im dunkeln Durchgang zum Bierstübli müht man sich aneinander vorbei und zwischen den Sälen und auf den Stufen ist ein unaufhörliches Auf und Nieder, Hin und Her von schleppenden Röcken und „dunkeln besmokingten“ Kavaliere . . .

Mädchen sind hier, noch ganz, ganz jung, in weiten Tüllkleidern und mit glänzenden Gesichtern, von keinem Puder oder Lippenstift berührt, sie haben scheu aufgeregte Gebärden. Dann andere, die schon mehr wissen, schon halb „grande Dame“, mit halb versprechendem Lächeln. Manche auch

Wange an Wange mit dem Freund tanzend, eine versunkene Umwelt um sie her. Und dort auf den Stühlen, immer zwei und zwei nebeneinander, Hand in Hand und offenbar mit jenen „unvernünftigen“ Worten beschäftigt, die so viel bedeuten...

Ja, ich sitze hier auf dem Sims der Treppe neben einer grünen Blattpflanze und sehe alles. „Sehe“ — weil ich zwar hier bin, aber doch eigentlich allein. Hans ist eben fort, um etwas Trinkbares zu besorgen und es wird mir sehr bewußt, daß wir ja nicht zusammengehören. Vielleicht sollte man nur hier sein, wenn man verliebt ist, oder beabsichtigt, es zu werden. Da sind einige, die er grüßte, beim Vorbeitanzen, und die noch einmal den Kopf wandten, um mich anzusehen und zu lächeln! Dieser Ausdruck der Sympathie beruht auf Gegenseitigkeit, gerne möchte ich mit diesem oder jenem tanzen. Aber wir kennen uns ja nicht! Gesichter: die einen streifen mich in raschem, verstohlenem Hinsehen, andere fragend, sinnend, sich auf-tuend für einen Augenblick, wenn sich unsere Blicke begegnen.

So beginne ich in Gedanken zu suchen, z. B. jene, von denen ich irgend etwas gelesen hatte im „Zürcher Student“. Ich betrachte die Verschiedenheit des Ausdrucks und rätsle: das könntest du gewesen sein und jenes paßt mehr zu dir. Da sind doch irgendwo jene, die sich „die Stillen“ nannten, dann einer, der seine Empfindungen so aufs Papier setzte, als sei ihm Rilke sehr nahe, dann diejenigen, die ihre Gedanken so klar herausformten aus dem Chaos der Probleme und wieder andere, kühn, forschend, feststellend. Jeder auf seine Weise.

Es wird mir auch klar, warum ich so gerne gerade auf diesen Ball wollte. Weil hier die Jugend ist! Ich gehöre ja auch dazu, eigentlich, wenigstens den Jahren nach. Nur mit dem Unterschied, daß es einmal in meinem Leben einen Umsturz gab und ich deshalb schon seit ein paar Jahren weiß, was es mit dem Wörtchen „Existenzkampf“ auf sich hat.

Fast könnte man traurig werden, wenn man diese Unbeschwertheit sieht, aber weiß ich denn, was alles hinter diesen Stirnen steht? Was für Schicksale hier nebeneinander und durcheinander laufen? Ich denke jetzt mehr an die Männer, denn sie werden ja, trotz Krieg und Emanzipierung, die Aktiveren sein. Was liegt hier alles an Verborgendem, Aufkeimendem, Kommendem, Zukünftigem! Was werdet ihr alle tun mit eurem Leben? Werdet ihr stark und weise sein (aber nicht „verklügelt“) und auch gütig? Es tut not. Ich möchte, daß jeder Einzelne von euch sich heiß bemüht, den Weg zu finden, daß ihr Fragen an das Leben stellt, die nicht in euren gelehrten und gescheitern Büchern beantwortet sind, und daß ihr nach Wahrheiten strebt, die noch kaum entdeckt sind, die nur wenige wissen, als Auserwählte. Und ich möchte, daß die jugendliche Schwungkraft, die Ideale und Ziele nicht verblassen, nicht erlahmen, daß ihr nicht so selbstzufriedene ganz und gar „Erwachsene“ werdet, für die es nichts Neues mehr gibt unter der Sonne, sondern daß ihr wächst und wächst und nie aufhört bis an das Ende des Lebens.

Vor nicht allzulanger Zeit war da wieder einer, der aus dem Leben fortging, weil er keinen Weg mehr sah. Fühlt ihr nicht, daß es so etwas nicht mehr geben darf? Daß es immer einen Weg gibt, daß ihn aber manchmal andere uns zeigen müssen, weil unser Blick schon verdunkelt ist!

Fast allen von euch möchte ich in einem plötzlichen Impuls (der über alle Konvention hinausreicht) die Hand geben und euch anreden mit: Bruder, Kamerad, Freund.

Wie ist das nur, ich sitze hier mitten im Festtaumel und philosophiere! Aber so geht es mir manchmal, daß ich gerade dort sinne, wo andere für ein paar Stunden vergessen.

J. S. B.

Wir möchten nochmals auf den am 15. Januar im Kongreßgebäude stattfindenden Uni-Ball aufmerksam machen.

PROPAGANDA FÜR EPIKUR

Die Propaganda ist heut' Trumpf,
Sie treibt der Blüten viele,
Gedeihen tut sie mit dem Stumpf
Und mit und ohne Stiele.

Ihr Rad auf hohen Touren läuft,
Die Achse speit schon Funken.
Wer sich nicht am Tam-tam besäuft,
Der zählt zu den Halunken.

Da lob' ich mir die alte Zeit.
Man lebte frei und bieder,
Pries Wohlsein und Gemütlichkeit,
Sang seine eig'nen Lieder.

Drum dreh'n wir mal die Uhr zurück
Um einige Jahrtausend:
Ein Land empfängt uns, voller Glück,
Mit Festen, froh und brausend.

Es sitzt ein Herr und meditiert
In seinen Blumenhainen:
„Was tu' ich, daß sich amüsiert
Mein Völkchen und die Seinen?“

Er kam auf eine Goldidee,
Der gute Mann und Vater:
„Dem Hades sag' ich mal ade
Und leist' mir einen Kater!“

Beschlossen ward das, wie erwähnt,
Vor etlichen Epochen.
Verwirklicht wird's, was lang ersehnt,
Nun in den nächsten Wochen.

Herr Epikur, der Glückspoet,
Wird demnächst auferstehen.
Und wer noch mit ihm einig geht,
Den drängt's, ihn selbst zu sehen.

Drum strömt herbei, ihr lieben Leut',
Zum Uni-Ball im Jänner,
Zum Fest, das jeden hoch erfreut;
Denn Epikur ist Kenner.

Sein Garten winkt der frohen Schar
Mit herrlichen Genüssen,
Und „Propaganda“ wird man gar
Nicht extra machen müssen.

XXX

Uni-Ball im Kongreßhaus, 15. Januar:

| | | | |
|--------------|------|--------------|-------|
| Stud. einzel | 5.50 | Gäste einzel | 11.— |
| „ Paar | 7.70 | „ Paar | 16.50 |

Hochschulleben

ZÜRICH

AKADEMISCHER SPORTVERBAND

Besuche: 5239 (5219 im WS 42/43). Das ist befriedigend, wenn man die erhöhten Militärdienstleistungen berücksichtigt.

Korbball: Gruppe I: Sieger und Zürcher Hochschulmeister 1943/44 sind „Türken I“. Gruppe II: ETH-Abt. IX, 1. Mannsch. Gruppe III: Phil. II. Im Januar findet eine Korbball-Cupkonkurrenz statt.

Basketball, 18. Dezember. Freundschaftsspiel: ETH—Uni Genf 21:15.

Der **akademische Orientierungslauf** vereinigte 33 Mannschaften und war ein voller Erfolg. Sieger wurde „Zofingia“.

Vom 1. Februar weg tritt ein **reduzierter Ferienstundenplan** in Kraft. Hierüber werden die Anschläge des ASVZ orientieren.

Auch die **kommenden Veranstaltungen** werden an den Anschlagstellen bekanntgegeben. Auf die wichtigsten weisen wir auf den beiden letzten Seiten dieses Heftes hin.

Die **Fußball- und Boxwettkämpfe Basel—ASVZ** mußten wegen Terminschwierigkeiten bis auf weiteres verschoben werden.

VEREINSLEBEN

Filmclub und **Segelfluggruppe** entfalten eine rege Tätigkeit. Für diesmal mußten wir leider „Film- und Fluggedanken“ zurückstellen. Red.

VERANSTALTUNGEN

Kleiner Aufruf. Wie ihr vielleicht schon vernommen habt, werden unsere polnischen Kommilitonen im Januar in Zürich ein Konzert geben. Sie wollen uns damit zeigen, daß sie nicht nur immer alles ohne Gegenleistung annehmen müssen, sondern daß auch sie produktiv arbeiten können und Gegenwerte zu bieten haben. Beweisen wir unsererseits nun, daß wir dieses Bestreben richtig einzuschätzen vermögen und besuchen wir recht zahlreich diese Darbietung!
H. W., med.

„**Der Mond ging unter**“. Der KStR der Uni bedauert, daß die Schweigeminute auf geschmacklose Weise durch die Nennung von Ländernamen — darunter z. B. Rußland — unterbrochen wurde. Es war dies ein eigenmächtiges Vorgehen eines Zuschauers — eines Studenten? Die Studentenschaft dankt den Schauspielern für das schöne Erlebnis.

Uranspaltungen. Die Studentenschaft der ETH führt Mitte Januar einen Vortrag über das interessante Thema „Uranspaltungen“ durch. Prof. Hahn wird uns einen Blick in die neuesten Atomforschungen tun lassen.

Lebensgestaltung — Psychologie — Glaube ?

In der Woche vom 17. bis 21. Januar veranstaltet die christliche akademische Jugend, nämlich die theologische Fakultät, die CSV, die Studentengruppe des CVjM, die GBU, eine Vortragsreihe, die die Probleme des Akademikers im praktischen Leben beleuchten soll. Es sind weder Theologen noch Lehrer, die sich mit den Problemen auseinandersetzen und uns theoretische Betrachtungen vorsetzen wollen, sondern Männer des praktischen Lebens, die aus ihren vielseitigen Erfahrungen schöpfen und Fragen, die in einer geplanten anschließenden Diskussion aufgeworfen werden, gerne beantworten werden. Als erster Referent wird Herr Dr. med. Theodor Bovet, der Verfasser des kürzlich erschienenen Buches „Vom Stand des Christen in der Welt“, das Wort ergreifen. Dann folgt Herr Dr. Hanns Spreng, Direktor des psychotechnischen Instituts in Bern. Darauf folgt wieder mit einem besonders aktuellen Thema Dr. Bovet: „Der Krieg und unsere geistige Gesundheit.“ Die brennende Frage „Psychotherapie oder christliche Seelsorge“ behandelt der Nervenarzt, Herr Dr. A. Mæder, der sich eingehend mit dem Weg beschäftigt hat, den der Arzt bei vorwiegend psychisch bedingten Krankheiten einzuschlagen hat. Eine Einführung von Prof. Brunner und ein Schlußwort von Pfarrer Fueter rahmen den Zyklus ein. — Die Vielseitigkeit der Vortragswoche und die Behandlung von aktuellen Problemen, die besonders uns junge Akademiker beschäftigen müssen, läßt hoffen, daß möglichst viele Kommilitonen und Kommilitoninnen die Abende besuchen werden. (Themen siehe Veranstaltungskalender.) d. h.

POLY

Delegierten-Convent des Verbandes der Studierenden an der ETH, 8. Dezember 1943. Vorsitz: T. Haffter, phys.

I. Sympathiekundgebung für die Osloer Studenten. Auf die Anfrage Rosensteins, chem., aus welchem Grunde der VSETH „gegen die Durchführung einer Sympathiekundgebung Stellung genommen habe“ und weshalb der Präsident „protestierte gegen die Unterzeichnung der Resolution durch das Poly“ gibt T. Haffter die maßgebende Auskunft über die Vorgänge. Aus dieser Erklärung kann entnommen werden, daß die Ausführungen Rosensteins nicht richtig sind. Der VSETH wurde über die Beschlüsse des GStR betr. Durchführung einer Sympathiekundgebung überhaupt nicht orientiert, obwohl der GStR dieser Kundgebung große Bedeutung und Tragweite beimessen mußte. Aus diesem Grunde konnte der Vorstand des VSETH überhaupt nicht Stellung nehmen zur Resolution. Er bedauerte jedoch den „kleinen“ Organisationsfehler der Uni, da dadurch viele falsche Meinungen innerhalb der Studentenschaft aufgetreten sind.

II. Vortrag Prof. Hahn. Entgegen dem Antrag eines Delegierten, es sei „dem guten Beispiele Schwedens zu folgen, das den Mut habe, die kulturellen Beziehungen mit Deutschland abubrechen“, und deshalb auf einen Vortrag eines deutschen Gelehrten zu verzichten, spricht sich der D.-C. mit großer Mehrheit für die Durchführung aus. Die vertretene Auffassung geht dahin, daß

1. eine solche Demonstration völlig ungeeignet wäre, um unterdrückten Studenten zu helfen;
2. der Schweizer Akademiker nicht in den Fehler verfallen sollte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten;

3. heute alles daran gesetzt werden müsse, um Wissenschaft und Politik nicht in denselben Topf zu werfen, wenn dies vereinbar ist mit unseren Begriffen von Freiheit und Menschenwürde.

III. **Polyball.** Der Reinertrag von ca. Fr. 1500.— wird dem Schweizerischen Roten Kreuz überwiesen. wei.

UNI

An der **Medizinischen Fakultät** hat sich auf Beginn des Sommersemesters 1944 Herr Dr. med. Robert H e g g l i n , von Menzingen, Kt. Zug, Oberarzt der Medizinischen Klinik des Kantonsspitals Zürich, für Innere Medizin **habilitiert**.

Promotionen.

An der **rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät** haben promoviert:

a) zum **Doktor beider Rechte**: Rossi Luigi, von Arzo, Tessin, in Schaffhausen.

b) zum **Doktor der Volkswirtschaft**: K o e n i g Peter, von Bern, in Zürich. H a r t m a n n Max Rudolf, von und in Zürich.

An der **medizinischen Fakultät** haben doktortiert: B a u e r Ernst, von Happerswil, Thurgau, in Zürich. B r ü g g e r Melitta, von Churwalden, in Zürich. F u c h s Emil, von und in Appenzell. K ü n z l e r Hans, von Tägerwilen, in Zürich. K ü n z l i Jost Karl, von Amlikon, Thurgau, in Lausanne. R o t a c h Friedrich, von Herisau, in St. Gallen. T h ü e r Erna, von Altstätten, Kt. St. Gallen, in Baden. B r u n n e r Hans Ulrich, von und in Küssnacht, Zch., zum Doktor der Zahnheilkunde.

An der **veterinär-medicinischen Fakultät** hat doktortiert: M ü l l e r Werner, von Wetzikon, in Hinwil.

An der **philosophischen Fakultät I** haben doktortiert F u c h s Julius, von Küssnacht, Zch., in Zürich. F r e y Robert, von und in Zürich. W o o d t l i Otto, von Oftringen, Aargau, in Zuoz.

An der **philosophischen Fakultät II** haben promoviert: G l o o r Hans, von Birr, Aarg., und Zürich, in Zürich. H ä u s e r m a n n Albert, von Lindau, Zch., in Zürich. B e c h e r Rolf, von Steinen, Kt. Schwyz, in Zürich.

Cyril Hegnauer, iur., und Werner Schmid, iur., treten auf Ende Semester als Präsident der Studentenschaft, resp. GStR-Präsident zurück. Die Stellen sind also neu zu besetzen. Bald finden die **Fakversammlungen** und die **Neuwahlen** für das nächste Semester statt.



Ernstpeter Vaterlaus, stud. med.

Media vita in morte sumus.

Lieber Freund!

Drei Tage, bevor uns das alte Jahr verließ, das uns im Studium und während wenigen Stunden geselligen Beisammenseins zu Freunden gemacht hatte, sahen wir uns noch einmal. Als wir uns mit besten Glückwünschen für das neue Jahr verabschiedeten, glaubte keiner, daß dies der letzte Händedruck sein sollte. Auch als ich in der Zeitung die Todesanzeige las, konnte ich noch nicht an das Unfaßbare glauben.

Der Hörsaal war schon beinahe gefüllt, als ich die erste Vorlesung im neuen Jahr besuchte. Aber nicht fröhliches Stimmengewirr erfüllte die Hallen, keiner erzählte seine Sylvestererlebnisse, wie gelähmt waren alle,

und mancher schaute nach der Türe, er konnte es nicht glauben, nein, schau, dort kommt unser Freund zur Türe herein.

Doch das Unmögliche war Tatsache, Du hast uns für immer verlassen. Gerade Du, der Du uns doch alle zu einer Einheit verbunden hast, nicht nur durch Deine Tätigkeit als Vorklinikerpräsident, es war weit mehr, wir sahen in Dir das Vorbild eines Studenten: Ernst, wo es das Studium verlangt, aber auch wieder fröhlich in den wenigen Stunden der Freizeit. Gerade diese Einigkeit, dieses fühlbare Band zwischen uns, hatten wir so notwendig, wenn wir in unserem Drang nach Wissen von den vielen aufeinander eifersüchtigen Wissenschaften niedergedrückt wurden, wenn die Arbeit wie eine undurchdringliche Wand vor unseren Augen aufstieg, oder unsere Selbstsicherheit, mit der wir die Alma mater betraten, schwer erschüttert war, wenn wir so oft die Worte hören mußten: „Diese Frage ist noch nicht gelöst.“

Auch während ich diese Worte schreibe, befällt mich eine tiefe Unzufriedenheit über unser Unwissen, unser Unvermögen, durch Taten zu helfen. Das Opfer Deines jungen Lebens hat uns jäh aufgeschreckt, uns alle einander näher gebracht und auch den letzten Einzelgänger aufgerüttelt.

Dein Geist schwebt unter uns als Symbol unserer Zusammengehörigkeit, zu Dir schauen wir auf, wenn wir den Weg ins Leben dunkel und ungangbar glauben. Du bleibst unter uns. Alb. Doswald.

Die ganze Welt beklagt mit der Studentenschaft der Universität den **Hinschied** (10. 12. 43) von **Professor Alired Vogt**, von 1923 bis 1943 Ordinarius für Augenheilkunde und Direktor der Augenklinik, seit 15. 4. 43 Honorarprofessor.

ZÜRCHER SKI-HOCHSCHULMEISTERSCHAFTEN 1944.

22. und 23. Januar 1944 in Unterwasser.

1. Programm:

| | | |
|----------------------|------|--|
| Samstag, 22. Januar: | 1100 | Befahren der Abfahrtsstrecke unter Führung |
| | 1500 | Abfahrtsrennen |
| Sonntag, 23. Januar: | 0745 | Langlauf (ca. 8 km) |
| | 1015 | Sprunglauf („Bubenschanze“) |
| | 1330 | Slalom |
| | 1630 | Preisverteilung |

2. Wettkämpfe:

Studenten: Meisterschaft in der Viererkombination (Zürcher Hochschulmeister)
Meisterschaft in d. Zweierkombination (Langlauf-Sprung)
Meisterschaft in der Abfahrt

Studentinnen: Meisterschaft in Abfahrt-Slalom (Zürcher Hochschulmeisterin)

3. Teilnahmeberechtigt:

Alle immatrikulierten Studierenden und die Altakademiker schweizerischer Hochschulen.

Klasse A: Gute Fahrer

Klasse B: Tourenfahrer

Klasse C: Damen

Klasse D: Altakademiker

Das Organisationskomitee behält sich die Zuteilung zu einer Klasse vor.

4. Versicherung:

Ski-Unfallversicherung des SSV oder des ASVZ für jeden Wettkämpfer obligatorisch.

5. **Anmeldung bis spätestens 18. Januar 1944**
im Sekretariat des ASVZ (ETH, Zimmer 47a, Hauptgeb. v. 1100—1200);
im Sekretariat des SAS (Bleicherweg 10, Dr. Weisbrod).
In den Sekretariaten sind auch weitere Auskünfte erhältlich.
 6. **Vergünstigungen für Training und Rennen** (Freitag, Samstag, Sonntag):
Drahtseilbahn Unterwasser—Iltios Fr. —.80 für Bergfahrt;
Skilift Iltios—Stöffeli (ausgen. Sonntag) Fr. —.80;
Unterkunfts-Arrangement: Hotel Sternen und Säntis (Nachtessen, Übernachten, Morgenessen und Mittagessen inkl. Heizung, Bedienung usw.)
Fr. 16.—, ohne Mittagessen Fr. 12.50;
Unterkunft Massenlager Bergheim Herbst und Berghaus Iltios Fr. 1.50
für Übernachten. — Hinreise mit Kollektivbillet vorgesehen!
 7. **Rennbureau und Quartierbureau:** Kegelbahn Hotel Sternen, Unterwasser. Dort hat sich jeder Läufer bei Ankunft zu melden!
 8. **Veranstalter:** SAS (Schweiz. Akademischer Skiklub) und
ASVZ (Akademischer Sportverband, Zürich)
- Siehe auch unsere orientierenden Blätter an den **Hochschulanschlagen!**

Veranstaltungs-Kalender

Januar:

- Di. 11. 20.10. Zfth z. „Schmiden“. **Iur. Fak.: Prof. Schwarz, med., Pfenninger, iur., Hanselmann, phil., Zimmerli, theol.:** „Euthanasie. Tötung auf Verlangen.“ — 20.00. Tonhalle. Volkskonzert: Frey, Liszt, Tschairowsky.
- Mi. 12. 20.15. **Uni. Aud. 101. Studentensch.: Mary Hottinger-Mackie:** „Eigenart englischen Denkens.“
- Do. 13. Kl. Tonhallsaal. Konzert auf alten Instrumenten.
- Sa. 15. ASVZ. Ausscheidungen im **Fechten** f. d. Wettkampf Lausanne-Zürich. 21.00. Kongreßgebäude: **UNIBALL.**
- So. 16. 20.00. „Meise“. Klavierabend. Dr. W. Rüschi, Werke v. K. Ph. E. Bach.
- Mitte. 20.15. **ETH, Aud. max. Studentensch.: Prof. Hahn:** „Uranspaltungen“.
- Mo. 17. 20.00. **Uni. Theol. Dr. Bovet:** „Student, Liebe, Ehe.“
- Di. 18. 20.00. **Uni. Theol. Fak. Dr. Spreng:** „Verantwortung des Akad. im Leben.“ — 20.00. Tonhalle. Abendkonz.: Schubert, Mozart, Bruckner.
- Mi. 19. 20.00. **Uni. Theol. Fak. Dr. Bovet:** „Der Krieg und unsere geistige Gesundheit.“ — 20.00. Zfth. z. „Waag“: Hochschulgr. f. zeitgen. Kunst. Hermann Leeb: „Die Frage der unmelodiösen Musik.“ — Großer Tonhallsaal: Lieder und Arien. Erna Sack.
- Do. 20. 20.00. Kongreß. **Konzert der polnischen Intern.** Lieder u. Klavier. — 20.00. **Uni. Theol. Dr. Mäder:** „Aus seelischer Not durch ärztl. Kunst.“ — Kl. Tonhallsaal. Violinabend. Wolfram Friedrich.
- Fr. 21. 20.15. **ETH, Aud. max. Bundespräs. Dr. Stampfli:** „Wirtschaftl. und soziale Probleme der Nachkriegszeit.“ — Med. Fak. Klinikerabend. — 20.00 Zfth. z. „Waag“: **Hochschulgr. f. zeitgen. Kunst. Lukas Ammann:** „Das Chanson“.
- Sa. 22. 14.45. Tramhaltestelle Klusplatz. Hochschulgr. f. zeitgen. Kunst. Atelierbesuch bei Elsie Denner und 5 andern jungen Künstlerinnen. — Konservat. „Meisterwerke der Klaviermusik.“ Leo Nadelmann.
- So. 23. 20.00. Wasserkirche. Orgelkonz. (Corrado Romano, Violine) J. S. Bach
- Mo. 24. 20.15. Aud. Max. **ETH. Studentensch. d. Uni. Max Huber:** „Rotes Kreuz.“ — 20.00. Tonh. Kammerm. Quatuor de Lausanne. Beethoven.

- Di. 25. 12.45. Allmend Fluntern. **Zürcher akademischer Geländelauf. Einzel- und Mannschaftsklassement, Ausscheidungen f. d. schweiz. akadem. Geländelauf.** — 20.00. Tonhalle. Volksk. (V. Andreae; Frei, Violine): Brun, Dvorak, Strauß.
 Mi. 26. Tonh. kl. Saal. Kompositionsabend. Max Kuhn.
 Do. 27. Tonh. kl. Saal. Klavierabend Yvonne Bernheim (Lausanne).
 Fr. 28. Tonh. kl. Saal. **Hochschulgr. f. zeitgen. Kunst. Collegium musicum (Paul Sacher; Elsa Scherz, Sopran; Rud. am Bach, Klavier).**
 Sa. 29. 14.00. ETH. **Führung durch die Ausst.; „Die schweizerische polit. Karikat. des 19. und 20. Jahrhunderts.“**
 So. 30. 20.00. Wasserk. Orgelkonz. Faller (Kath. Laus.); E. Wyß, Sopran.
 Mo. 31. Kons.-Saal: **Sonaten-Abend. „Basler Trio“.**

Februar:

- Mitte. Lausanne. **ASVZ. Fechten; Hochschulwettkampf Lausanne-Zürich.**
 Sa. 19. Neuenburg: **Schweiz, akadem. Geländelauf.**

März:

- 10.—12. Zermatt: **Schweiz. Skihochschulmeisterschaften und Frühjahrski-lager des ASVZ.**

Schauspielhaus; Alfred Gehri; „Neues aus der 6. Etage.“ Shakespeare: „Othello“. Giraudoux: „Sodome und Gomorrha“. Mitte Februar: **Cäsar von Arx; „Land ohne Himmel“** (Der Kampf der Schwyzer um den Freiheitsbrief von 1240).

Rudolf Bernhard-Theater; „Drunder und drüber.“ Emil Hegetschwiler, Gritli Schell. Legi Mo.—Fr.

Berichtigung. Der Druckfehlerteufel hat das Gedicht unseres Kommilitonen Hans Derendinger so verunstaltet, daß wir es hier noch einmal richtig bringen möchten. Wir bitten um Entschuldigung. dr.

Dezember. Fern leuchtet wie ein Meer
 das große Morgenrot
 und Berge blau wie Küsten.
 Hier ist in allem noch die Nacht;
 nur unten auf der Straße,
 da wallen Menschen feierlich
 mit schweißbedeckter Stirn,
 da wallen Menschen feierlich,
 als gingen sie all ins große Morgenrot.

| |
|--|
| Zusendungen ohne Rückporto werden nicht beantwortet |
| Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet |
| <p>Redaktoren: Poly: Alfred Schmocker, masch. ing., Rigistr. 19, Zürich 6; Uni: Daniel Roth, stud. iur., Oberholzstr. 30, Aarau, Otto Oberholzer, phil. I. Zähringerstr. 28, Zürich 1; Zuschriften sind zu richten an die Redaktion des „Zürcher Student“, Künstlergasse 15, Zürich 1 und nicht an die einzelnen Redaktoren Sprechstunden der Redaktion: Freitag 15—17 Uhr</p> |
| <p>Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich. Tel. 2 35 27 Preis der Einzelnummer Fr. —.50, Jahresabonnement Fr. 5.—</p> |

CAPITOL

(BEIM CENTRAL)

Alkoholfreies Restaurant

Das heimelige Lokal nächst Bahnhof · Gepflegte Küche · Freundliche Bedienung · Bescheidene Preise

**Kollegienhefte, Ringbücher
Schreib- und Zeichenartikel**

kaufen Sie vorteilhaft
im altbekannten Spezialgeschäft

G. MOSER

ZÜRICH 1, Hirschengraben 3
Telephon 2 14 87 (Ecke Rämistr.)

Eine *Studiengeld-Versicherung*

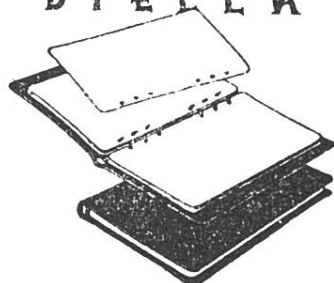
hat manchem das Studium ermöglicht. Denken auch Sie an die Sicherung und Verankerung Ihrer Zukunft durch den rechtzeitigen Abschluß einer Lebensversicherung bei der bereits 75 Jahre bestehenden

BASLER Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

R. JUNGLING und A. KINDLER

Generalagentur I Zürich, Bahnhofstr. 72, Telephon 3.66.20
Auch Unfall-, Haftpflicht- und Renten-Versicherungen

BIELLA



– Ringbücher für Studenten

Acto

6 Ringe

Academia

2 Ringe

auch Klemm-Mappen Biella

vorteilhaft in jedem guten Papiergeschäft

REPRODUKTIONEN

Fotogr. Vergrößerungen und Verkleinerungen von Zeichnungen und Plänen, Plandrucke

LICHTPAUSEN · FOTOKOPIEN

DISSERTATIONEN

in Offsetdruck, sehr preiswert

L. SPEICH

Zürich, Paradeplatz/Tiefenhöfe 9, Tel. 7 08 50

Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT

Erscheint jeweilen am 1. eines Monats

Einzelheft Fr. 2.50, im Abonnement Fr. 2.-

In Buchhandlungen, Kiosken oder durch

Conzett & Huber, Zürich 4 Druckerei und Verlag

Für das Laboratorium:

DEGUSSA-Geräte aus neuen keramischen Werkstoffen
DEGUSSA-Probierbedarf • SIEBERT-Platingeräte • Tiegel, Elektroden etc. • AUER-Gas- und Staubschutz-Masken • Chemikalien

LEUKON A.G. ZÜRICH

Obere Zäune 10

Telephon 42663/65

KILIAN

verkauft auf Abzahlung

Trocken-Rasierapparate

in bequemen Monatsraten.

Jeder Käufer erhält zudem den bewährten „Lehrbrief“ gratis und genießt das Gratis-Anlernen.
Kein Etagegeschäft, sondern der erste Spezial-Fachmann auf dem Platze

ZÜRICH - Fraumünsterstr. 29, Tel. 5 28 41

Kommen Sie ungeniert. Versand überall zu den gleichen Bedingungen. Postkarte od. Telefon genügt.

buchbinderei

heintr. brunner, zürich 6

clausiusstraße 4, tel. 4.49.49

einbinden, einrahmen, aufziehen
von plänen etc.

Limmatstüßli!

billig und gut essen

Limmatquai 80 Haus Tages-Anzeiger

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.

Leitung: Kav.-Major R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12



PRODENTINA

A. G.

ST. ANNAHOF

ZÜRICH

ST. ANNAGASSE 6

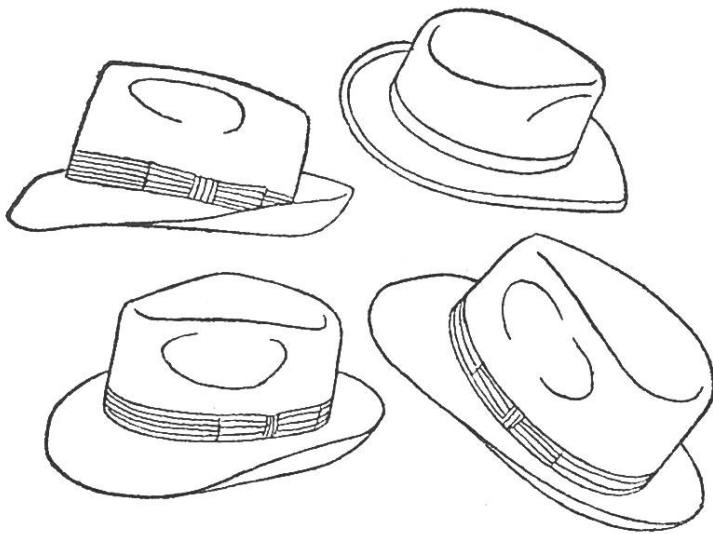
liefert sämtliche

≡≡≡ **INSTRUMENTARIEN** ≡≡≡
≡≡≡ **UND MATERIALIEN** ≡≡≡

für

STUDIERENDE DER ZAHNHEILKUNDE

Telefon 377 07



Schweizerhüte
schmissig und elegant,
finden Freunde
im ganzen Land.

Treffen Sie die Wahl bei

Geiger & Futter

ZÜRICH — LIMMATQUAI 138

(Studierende 5% Rabatt)